

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 197.

Donnerstag, 24. August.

1916.

Grau Minchens Narretei.

(17. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käte van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

„Und dein Vater?“ fragte sie statt anderer Entgegnung.

„Ich werde jeden Kampf mit ihm bestehen, wenn es dich gilt, jeden! Ich bin auf dem Wege zu ihm. Nur ein Wort von dir möchte ich mitnehmen als Talisman und Stütze.“

„Das kommt alles so überraschend“, sagte sie zögernd. „Ich bin nicht so schnell mit meinen Gefühlen wie du. Hast du auch überlegt, in welcher unangenehme Lage du mich deinen Eltern gegenüber bringst?“

„Nichts habe ich überlegt“, stieß er leidenschaftlich hervor. „Nur, daß ich dich liebe, und daß ich nie mehr ein anderes Weib berühren und den Schein ihres Besitzes haben konnte, seitdem ich das wußte.“

Ludovika lächelte in sich hinein, triumphierend, spöttisch und dabei doch immer noch grenzenlos überrascht. Dieser steife Peter, der neulich nicht drei Worte gesprochen, von dem selbst seine Mutter gesagt hatte, daß er nie ausdrücken könne, was er fühle, und nun hier, ihr gegenüber strömten die Worte über seine Lippen. Zum Nachen, daß die Leidenschaft einen Menschen so machen und verwandeln kann! Der Himmel erhalte ihr den kühlen Kopf und das kühle Herz, damit sie immer Herrin bleibe über sich und andere.

„Was wirst du deinem Vater sagen?“ fragte sie nachdenklich und entzog ihm die Hände, die er wieder gefaßt hatte.

Sein Blick verdunkelte sich. „Frei werde ich mich machen und ihm sagen, daß ich dich liebe.“

„Dann wird er mich von hier fortjagen.“

„Nein, das dulde ich nicht, nie! Dir soll nichts geschehen, Ludovika. Ach, denk doch nicht darüber nach, laß das alles auf meinen Schultern liegen, — sag' mir nur das eine, könntest du meine Liebe dulden?“

Wit angstvoll flehendem Blick war er neben ihrem Stuhl in die Knie gesunken.

„Wie auf der Bühne“, dachte sie. „Welcher Mann fällt in Wirklichkeit noch auf die Knie? In solche Liebe darf man glauben.“

Sie lächelte, — und plötzlich bog sie sich zu ihm nieder, schlang beide Arme um ihn und küßte ihn.

Er war wie besinnungslos. Ohne ihren Kuß zu erwidern, senkte er seinen Kopf auf ihre Hände und sein Körper zuckte wie in unterdrücktem Schluchzen.

Nun hatte sie genug davon. Unheimlich und unnatürlich kam ihr sein Benehmen vor, sie machte ein Ende.

„Geh!“ sagte sie und berechnete ganz genau die Mischung von Bärtlichkeit und Strenge, die bei solcher Situation in diesem Worte liegen mußte. „Mehr kann und darf ich dir nicht sagen. Geh und tue, was du tust.“

Dabei schob sie ihn sanft von sich und stand selbst auf. Auch er richtete sich empor. Er war leichenblau und taumelte, aber auf seinem Gesicht lag eine so leuchtende Seligkeit, als wenn er eben aus dem Himmel käme.

„Ich danke dir, Ludovika. Nun werde ich stark sein, nun sehe ich das herrlichste Ziel vor mir und werde es erreichen. Ich gehe jetzt zum Vater.“

Der war gerade heimgekommen; zur rechten Zeit für Eugen, dessen Stimmung und Kraft durch die Begegnung mit Ludovika in so gewaltigen Schwung versetzt war, daß der Druck, den der Vater sonst auf ihn ausübte, davon vollkommen verschwand. Er stand dem Vater genau so ruhig und fest gegenüber wie vor wenigen Stunden seinem vergangenen Schwiegervater; ohne Zagen und Schwanken berichtete er von der Lösung seiner Verlobung, weil er Paulinchen nicht liebe.

Vater Riedel wußte nicht, wie ihm geschah. Er nahm die Sache eigentlich gar nicht ernst. Er dachte nur, genau so wie der alte Gronert, daß der Junge an augenblicklicher Geistesgestörtheit litte, und daß es nur eines festen Ruckes der väterlichen Autorität bedürfte, um die verschobenen Geisteskräfte wieder in die richtige Lage zu bringen. Unklar blieb ja die ganze Geschichte, unklar und unbegreiflich. Er war wirklich nicht einig mit sich, wie er sie angreifen sollte. Und dabei versiel er, genau wie Paulinchens Vater, auf nichts anderes als auf die freundlich teilnehmende Frage: „Bist du verrückt geworden, Junge?“

Das war eben noch eine gemüthliche Auffassung der Sache, als aber Eugen sich nun entschlossen aufrichtete und uneingeschüchtert von Vaters drohendem Blick erklärte, daß er den Vater bitte, die Sache so ernst aufzufassen, wie sie ihm sei, brach der Zorn des nicht an Widerspruch und Auflehnen eines fremden Willens Gewöhnten wie ein Ungewitter los. Er würde den Dummel schon ernst nehmen, ja, das würde er! Der solle ihn kennen lernen! Die Familie blamieren, sein Glück mit Füßen treten, alles, wie es dem jungen Herrn gerade beliebe und dann noch verlangen, daß man sich womöglich bei ihm bedanke und seine Dummheiten gutheiße — nicht wahr?

Nichts wolle er von dem Unsinn hören, augenblicklich solle er sich auf den Rückweg begeben, den Schwiegervater und die Braut um Verzeihung bitten und erklären, daß er nicht gewußt habe, was er täte.

Nun rötete sich auch Eugens Gesicht. Er trat dem Vater entgegen, der sonst Wortfarge wurde berecht, der sonst als unmündig Behandelte mündig. Viel aufgespeicherte Bitterkeit und Anklage floss über die Lippen und dahinter türmte sich plötzlich unüberwindlich ein Wille auf, von dessen Vorhandensein der Vater niemals eine Ahnung gehabt. Mann stand gegen Mann, feindlich sahen sich Vater und Sohn in die Augen, in Kampf und Zorn.

Und dabei im Vater immer ein großes Erstaunen, ein unglaubliches Kopfschütteln, das ihn gar nicht dazu kommen ließ, über die Ursachen dieser unbegreiflichen Veränderung nachzudenken. Auf einmal aber sprang ihm auch dieser Gedanke auf und im selben Augenblick verstand er alles. Die Schmarokerpflanze hatte doch schon zu lange in seinem Weizen geblüht. Ein einziges

Flattern im Winde und ihr Samen flog dahin, wo er am meisten Unheil säte! Aber das war doch nicht möglich! Sein Mißtrauen malte ihm Unglaubliches.

Drohend stand er dem Sohne gegenüber. „Warum das alles? Welches andere Weib steckt dahinter?“

„Ich liebe Ludovika!“

Da war es, — da stand das Giftkraut schon in Blütel! Das eben im Abzuge begriffene Gewitter fehrte mit verdoppelter Macht wieder. — Niemals! Niemals! Eher wolle er den Sohn verstoßen! Aus den Augen sollte er ihm gehen, ehe er sich an ihm vergreife!

Eugen wich nicht zurück. Mit verbissenem Grimm, dem sich heimlich doch eine Art von Anerkennung beimißte, sah der erboste Vater, daß der Schlappschwanz in diesem Punkte zum ebenbürtigen Gegner geworden, vielleicht ihm sogar überlegen war; denn er verlor nicht seine Ruhe, alles an ihm sah eiern, fest und fertig aus.

„Du wirst es dir überlegen, Vater, und wir werden dann weiter sprechen“, sagte er, als wenn das alles so sein müßte. „Ich bin kein Kind mehr und lasse mich nicht als solches behandeln. Jetzt gehe ich —“

„Fort mit dir! Daß dich nicht mehr vor mir blicken, bis du vernünftig geworden bist“, tobte der Vater immer erregter und sank dann schwer in seinen Stuhl, als die Tür hinter ihm klappte und der Sohn ihn wirklich verlassen hatte. Das hatte er von seinem albern weichen Verwandtschaftsgefühl!

Das Frauenzimmer mußte aus dem Hause, gleich, augenblicklich! — Er wollte mit seiner Frau sprechen —

Mit seiner Frau? — Ah, der Atem ging ihm aus. Die Sache zeigte sich von einer anderen Seite. Weiß der Teufel, wie sich sein Minchen dazu stellen würde.

Himmelskreuzdonnerwetter, das würde einen Karmaus geben! Auf deren Vernunft war nicht zu bauen. Bergehoch türmte es sich plötzlich vor ihm auf, bergehoch —!

Da klopfte es auch schon und sein Minchen trat ein. Nun konnte es von neuem losgehen, nun kam erst der Hauptkampf, er sah es mit einem Blick.

„Na, was willst du denn?“ fuhr er die auf ihn Zutretende rauh an.

Frau Minchen trug einen seltsam entschlossenen Ausdruck in ihrem grauen, alten, sonst so gutmütigen Gesicht. Ludovika hatte nach kurzer Überlegung das Klügste getan, was sie tun konnte. Sie war zu der lieben Tante geeilt, war ihr weinend in die Arme gesunken und hatte, mit kleinen Umschreibungen genau alles berichtet, was ihr begegnet war.

Frau Minchens Überraschung blieb in gemäßigten Grenzen. Sie galt eigentlich mehr der Schnelligkeit der Entwicklung, als dieser selbst und löste sich in ihrem tiefsten Innern sehr bald in heimliche Freude auf. Also war ihr Junge doch nicht so temperamentlos, wie es schien, also hatte er doch etwas von dem Empfinden der Mutter geerbt, also sollte sie doch den letzten und heißesten Wunsch ihres Lebens erfüllt sehen, eine schöne Schwiegertochter und schöne Enkelkinder ihr eigen zu nennen.

Die Entlohnung verlor allen Stachel des Unliebamen und Aufsehererregenden vor der herrlichen Fernsicht, die sich hinter ihr eröffnete. Sie wurde die Pampel-liese los und bekam Ludovika, das Schneewittchen, den Traum ihres ganzen Lebens. Aber ihr Fritz —?

Dahinter ein riesengroßes Fragezeichen und eine Reihe von Seufzern.

„Ludovikchen, der Onkel wird nie im Leben seine Einwilligung geben!“

Das Märchenkind sah die bekümmerte Tante fest an. „Tantchen, das liegt doch in deiner Hand. Du bist die Frau des Hauses, die Mutter deines Sohnes, die bestimmende Person, der hier alles gehört und die daher entscheiden kann, ob ihr Sohn sich eine kirchenmau-sarme Frau nehmen darf. Denn das ist doch der Punkt, von dem Onkels Einwilligung abhängt?“

Wie klug das Mädchen auch noch bei aller Schönheit war! Ja, eigentlich hatte Ludovika recht, ums Geld handelte es sich nur, denn wenn ihr Fritz nicht

daran dachte, dann konnte ihm diese schöne und vornehme Schwiegertochter doch nur angenehmer sein als das gewöhnliche, häßliche Paulinchen. Das Geld war es — na, und das Geld, das war am Ende doch wirklich ihre Sache, — ja.

„Der Onkel wird mich aus dem Hause jagen, Tantchen, wenn er alles erfährt; er wird nicht glauben, daß ich vollkommen unschuldig an allem bin; er wird nur die Ursache seines Jornes in mir sehen und mich fort-schicken. Ach, Tantchen, das überlebe ich nicht!“

Ludovika weinte, — echte Tränen, von denen sie wußte, daß sie den Teint verderben und unkleid-sam waren. Aber in schweren Fällen durfte man kein Opfer scheuen.

Und dieses war auch nicht umsonst gebracht. Die Tante erschrak bis ins tiefste; Ludovika wieder fortgeben, sie verlieren, wo sie gerade im vollsten und schönsten Genuß schwelgte! Nein, das konnte ihr Fritz nicht verlangen. Das wäre auch ungerecht, das wäre herzlos gegen seine Nichte und herzlos gegen seine Frau gehandelt. Nein, das ließ sie nicht zu. Und außerdem, sie war einverstanden mit der Wahl ihres Sohnes, vollkommen zufrieden mit den Verhältnissen, wie sie sich jetzt geordnet hatten, und sie war die Frau vom Hause, die Mutter ihres Sohnes, die Besitzerin des ganzen, großen Reichthums, den Amtmann Rothahn sein Leben lang für seine einzige Tochter angesammelt hatte.

„Sei ruhig, Ludovikchen, mein nicht, verdirb dir nicht die schönen Augen, es soll alles gut werden. Du sollst nicht fort und du sollst den Eugen kriegen. Das heißt Ludovikchen, wenn du ihn auch man liebt —?“ schloß sie ungewiß.

Plötzlich fiel ihr ein, was ihr Fritz neulich bei Eugens Verlobung gesagt und womit er schließlich ihren Widerstand am besten gebrochen hatte: „Eine Schöne nimmt den gar nicht und wenn sie's tut, geht es nur um die Moneten.“

Ludovika fiel ihr stürmisch um den Hals.

„Ach, Tantchen, frag' mich nicht! Einen Stich ins Herz hat es mir gegeben, als ich ihn zuerst sah, neben seiner Braut. Ganz wunderbar ist mir zumute gewesen. Tantchen, du hast es ja selbst gesehen, — unweiblich habe ich mich benommen in dem plötzlich auslobernden Gefühl, — geküßt habe ich ihn! — Ach, du Liebe, Kluge, du kennst ja das Frauenherz, du wirst mich verstehen!“

Das entschied. Vor der Romantik dieses Empfindens versank jeder Zweifel. Jawohl, Frau Minchen hatte es selbst gesehen. Wundervoll war das! Wie im schönsten und ergreifendsten Roman, Liebe auf den ersten Blick. Die beiden waren für einander bestimmt, die beiden hatten ein interessantes Schicksal, noch interessanter durch die gelöste Verlobung und den Widerstand des Schwiegervaters. Wie ein Roman, wie sie es sich immer gewünscht hatte bei ihren Kindern! Und ihr war eine Rolle darin beschieden, die Rolle der Bestimmenden und Beglückenden.

Die alte Tatkraft Minchens Rothahns, die bei Minchen Nidel so lange geschlummert hatte, feierte eine prangende Auferstehung. Die Mutter ging in den Kampf für das Glück ihres Liebeskindes.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kriegszeit in London.

Von Karl Wichmann.

II.

Den bestrickenden Lockungen der Werbeamter entrinnt man nirgends, und wenn auch jetzt die Wehrpflicht durchge-seht werden soll, so haben die Sirenenrufe noch lange nicht aufgehört. Im Gegenteil. Sie hallen um so lauter in die Menge. Unvergänglich bleibt mir ein Erlebnis knapp vor der Abreise, nur eine Episode, doch überaus bezeichnend. Ich gehe durch eine Hauptverkehrsader des Westends. In dieser Straße — sowie in allen wichtigen Straßen der Themsestadt — gibt es jetzt zumindest sechs oder sieben Rekrutenwerbe-richter Rekrutenfang-Stationen. In den Auslagen zeigt man

lügenhafte Abbildungen deutscher Kriegerstaten, angeblich erbeutete deutsche Helme und deutsche und österreichische Brotkarten, womit nachgewiesen werden soll, daß die Zentralstaaten am Verhungern seien. Besonders großartig jedoch wirken Darstellungen, die das Soldatenleben der Gegenwart in gleichnerischen Farben schildern. Vor diesen Auslagen stehen Offiziere auf gepflanzte, die auf junge Leute warten und sie dann einem nicht unhöflichen, doch scharfen Verhöre unterziehen. Wenn erst einmal ein Opfer diesen Werbeoffizieren in die Hände gefallen ist, so ist es nicht leicht, wieder loszukommen. An dem betreffenden Nachmittage verteilen die Rekrutenwerber rote Zettel, die zum sofortigen Eintritt in die Armee dringendst auffordern. Vor dem Werbebureau, von dem ich jetzt spreche, stehen blutjunge Jüder und andere exotische Tropensöhne, gewiß kaum 15 Jahre alt, mit einem selbstamen, recht auffallenden Kopfschmuck angezogen, und seltsam klingende, patriotische Reden haltend — ein Geschrei und Durcheinander wie auf einem Jahrmak. Fast alle angesprochenen Männer bleiben kalt, trotzdem man sie mit den roten Zetteln wie mit Konfetti überschüttet. Viele werfen die Aufforderungen gleich von sich, und so ist das Pflaster mit den grellen Mahnungen besät. Auf einen schwächlichen, blassen Burschen hat einer der Werbeergeanten ganz besonders heftig eingeredet. Nun hält er ihm auch noch den roten Zettel mit mahnend-straßenden Widen hin. Doch der Jüngling wirft den Zettel hin, drängt sich schnell durch die Menge, springt auf einen vorbeisauenden Auto-Omnibus und klettert so rasch er kann aufs Dach. Der Werbeergeant, außer sich über diesen Drückeberger, ist ihm mit einem Satz nach, erklettert ebenfalls den Omnibus und steckt ihm flink einen roten Zettel in die Tasche. Was weiter noch geschah, konnte ich leider nicht verfolgen, denn in wenigen Sekunden war das dahinstrasende Fahrzeug meinen Widen entwichen. Aber bald sollte ich durch eine weitere Episode entschädigt werden. Denn kaum sind zwei Minuten verflossen, da sehe ich ein Regiment von Khaki-Uniformen in raschem, aufgeregtem Tempo vorbeimarschieren. Erst als der Zug aus dem Verkehrsstrubel heraus ist, nachdem er in eine Seitenstraße abgebogen, merke ich, daß die Soldaten einem kräftigen, vortrefflich aussehenden jungen Mann, dessen Gesicht wie mit roter Lackfarbe gestrichen scheint, auf den Fersen sind. Er läuft atemlos die Straßen entlang, die Khaki-Soldaten ihm nach. Aus abgerissenen Sätzen, Zurufen, Verwünschungen entnehme ich, daß der Verfolgte sich nicht anwerben lassen will. Mit jedem Augenblick wird die Haltung der Soldaten bedrohlicher. Jetzt springen ein paar aus der Reihe, auf den Notladierten zu, und bedrohen ihn mit den Fäusten. Ich fürchte, es kommt zu einer Prügelei. Da tritt der Offizier mit einem „Mann in Blau“ auf den Bedrängten zu, sie reißen ihn fort und zerren ihn eilends in ein Hausstor, das sich hinter ihnen schließt. Die Soldaten wagen es nicht, dagegen zu protestieren, lehren murrend in die Reihe zurück und sehen, derb fluchend, den Marsch fort. Nach einer Minute erscheint der Offizier wieder auf dem Plan. Er hat offenbar den Bedröhten in Sicherheit gebracht. Diese beiden Episoden geben mir viel zu denken . . .

Bei diesen und ähnlichen Werbungen bin ich nie den Eindruck losgeworden, daß es dabei wie in einem Varieté zugeht. Aber bei den Ringel-Tangel-Vorstellungen sagte man sich: „Das ist alles Unsinn, Schein“, bei den Werbungen: „Das ist die Wirklichkeit!“ Da ich von den Varietés spreche — etwas Ederes als die Theater und die Ringel-Tangel-Paläste während der letzten Monate kann man sich unmöglich vorstellen. Dort Geist und Wit in Friedenszeiten zu erwarten, wäre ein unbilliges Verlangen gewesen. Doch was jetzt geleistet wird —! Diese Spionen-Stücke und Spionen-Sketches sind sogar für die naiven Londoner schon zu naiv. Die Leute sollen in ihren Musementempeln möglichst die Wirklichkeit vergessen und sich betäuben. Je krasser der Unsinn, um so stärker schlägt er ein. Nichtsdestoweniger wollen sie so viel wie möglich ihrem Größenwahn gehuldt sehen. Und ich machte etwas mit, das mir überaus bezeichnend schien. Ich sah eine Vorstellung, die in dem betreffenden Ringel-Tangel Monate hindurch täglich zweimal mit wahrem Bombenerfolg gegeben ward und worin lebende Bilder vorgeführt wurden, sie zeigten, wie ein heimtückischer teuflisch-barbarischer Zeppelin über London schwebte (es war noch vor den Bombardements!). Die Zuschauer lachten, grölten: „Sie sollen nur kommen! Wir haben keine Angst vor den feigen Mordgesellen, den Frauen- und Säuglingsmördern!“ Andere riefen dazwischen: „Sie kommen ihr Lebtage nicht. Das ganze Gerede und Getue ist nur Bluff,

von uns nur einschüchtern!“ — Nun aber trat auf ein paar Augenblicke Totenstille ein. Denn in dem lebenden Bilde tauchten tief unter dem Zeppelin die drohenden Schlünde britischer Abwehrkanonen auf und richteten sich voll Unheimlichkeit nach dem Luftschiff. Die Zuhörer brachen darüber in Jubel aus. „Hurra!“ brüllten sie wie wahnsinnig auf, „gebt den deutschen Schuftten einen tüchtigen Denkgittel! Schießt sie zusammen! Zeigt ihnen unsere Macht und Größe! Hurra!“ Nun wieder Totenstille. Denn ein zweiter, dritter Zeppelin erscheint in dem lebenden Wilde und kühn und frech wiegen sich jetzt die drei Mordfahrzeuge über den Kanonenschlünden. Schon sieht man, wie ein schurkischer Insasse des deutschen Flugzeuges sich anschickt, eine todspeiende Bombe auf die Stadt unter sich zu werfen, schon sieht man, wie die Gesichter der verdamnten Germans aufleuchtend triumphieren — da — Bliß aus den Kanonenschlünden! Wieder Bliß! Noch einmal Bliß! Mitten entzwei reißt ein Zeppelin und fällt unter rasenden Zurufen der Ringel-Tangel-Menge zu Boden. Der zweite bäumt sich getroffen frech empor, will in die Höhe steigen und fliegt dann feig und flügelstumm davon. Der dritte wirft Bomben auf die Abwehrkanonen. Bliß, Bliß, und wieder Bliß! Da zuckt und bebt das Ungeheuer, überschlägt sich, fängt Feuer und verschwindet. Es gebriecht mir an den passenden Worten, das wahnsinnige Geseuch der irregeleiteten Menschen zu schildern. — Diese Vorstellung wurde in der Nacht gegeben, als tatsächlich Zeppeline über London erschienen . . . Es mag ein seltsames Gefühl gewesen sein, als die Theaterbesucher aus der Welt des Scheins in die Welt der Wirklichkeit hinaustraten! Als nach all dem Verlassen und Verhöhn des „ohnmächtigen Feindes“ die drohende Gefahr über ihnen schwebte und der Tod aus den Lüften fiel . . .! Wer diese Nächte miterlebt hat, weiß, daß es mit der unerschütterlichen Kaltblütigkeit der Engländer nicht gar so weit her ist. Auch die Engländer zeigen Panik und Verwirrung, wenn über der dunklen Stadt das unheimliche Surren der Propeller rauscht und die gespenstisch leuchtenden Bomben hier und dort auf das Häusermeer hernieder-sausen . . . (Zens. Wln.)



Aus der Kriegszeit.

Was man in Deutschland lernen kann. Unter den vielen angeblich authentischen Berichten der englischen Presse über das Leben in Deutschland fällt die Schilderung eines neutralen Mitarbeiters der „Daily News“ auf, die, wie das Londoner Blatt selbst bemerkt, auf tatsächlich in Deutschland gemachten Beobachtungen beruht und die libertreibungen der Lebensmittelnöte auf ein richtiges Maß zurückführt: „Der Anblick, den Deutschland in Wirklichkeit bietet, ist so sehr von den hierüber im Ausland verbreiteten Meldungen verschieden, daß ich vollkommen verblüfft war, als ich die Ruhe sah, die im ganzen Lande herrscht, und das feste Vertrauen, das allen Bevölkerungsschichten innewohnt. Die Felder wogten überall von Getreide, allerorts machte die Heuernte den besten Eindruck. Auch die Obsterte scheint vorzüglich gewesen zu sein. In den Berliner Läden sah ich ganze Berge von Äpfeln und anderen Früchten, und die Sammlung der Kerne zur Ölgewinnung erscheint durchaus nicht lächerlich, sondern äußerst zweckmäßig. Überhaupt erweckt die Art, wie die ganze deutsche Nation hauszuhalten weiß, das allergrößte Interesse. Man kann hier lernen, welche Möglichkeiten im Frieden nicht beachtet wurden, und man ist fast erstaunt darüber, wie viel man früher vergeudetete. Deutschland lebt gegenwärtig zurückhaltend und vorsichtig, bis die Ernte glücklich eingebracht sein wird. Die Blockadepolitik hat sicherlich mancherlei Einschränkungen notwendig gemacht, doch sie ist nicht imstande, den Verlauf des Krieges ernstlich zu beeinflussen. Im Gegenteil hat es eine wunderbare erzieherische Wirkung, daß alle Kreise sich in gleicher Weise in die Lebensmittel teilen müssen. Zwar kann der Reiche sich auch heute mancherlei Luxus gestatten, aber in allem Notwendigen sind die Deutschen einander gleichgestellt. Es ist eine ausgezeichnete Lehrzeit. Die Hausfrau lernt eine neue und praktische Art der Wirtschaft, und das ganze Volk lernt die Kunst, auch mit Wenigem zufrieden zu sein. Fast täglich tauchen neue Methoden auf, die manchen Mangel ersetzen. Auch da

System der Volksernährung scheint ausreichend zu sein. In der Speisehalle für Arbeiterinnen, die ich besuchte, war das Essen ausgezeichnet zubereitet, vorzüglich in der Qualität und auch genügend in der Menge."

Das Geheimnis der Kriegsteuerung. Die folgende in der Pariser Zeitung „L'Œuvre“ wiedergegebene Betrachtung ist insbesondere von Interesse, als sie nicht nur französische Zustände behandelt, sondern bis zu einem gewissen Grade die unnötigen Auswüchse der Kriegsteuerung im Allgemeinen betrifft: „Ein Friseur in meinem Viertel hat wieder einmal die Preise für das Haarschneiden, Rasieren und das Frisieren von Damen fast um das Doppelte emporgeschraubt. Da dieser Mann sich dazu herabläßt, sich während der Arbeit mit seinen Kunden zu unterhalten, zögert er nicht mit Erklärungen: „Sie werden verstehen, ich selbst muß jetzt alles teurer bezahlen, darum! . . .“ „Entschuldigen Sie“, erwiderte ich ihm, „ich verstehe sehr gut, daß Sie die Preise für Haarwasser und andere Präparate erhöhen; aber das Haarschneiden z. B. kostet Sie doch heute nicht mehr als früher?“ „Davon ist auch nicht die Rede. Wenn ich sage, daß ich alles teurer bezahlen muß, so meine ich damit mein Essen, meinen Zucker, meine Kohlen usw. Man muß doch leben. Diesen Morgen z. B. habe ich 6½ Franken für das Befehlen von Stiefeln bezahlt. Ist das nicht eine Schande?“ Kurz nach dieser kleinen Unterhaltung brachte ich ein Paar Stiefel zur Ausbesserung zum Schuster. Da auch dieser Mann nicht stolz ist, war auch er sofort zu Erklärungen für seine teuren Preise bereit: „Das Befehlen kostet jetzt 7 Franken. Ach ja, ich selbst muß teurer bezahlen, das Fleisch, den Zucker, die Kohlen. Sehen Sie, diesen Morgen ließ ich mir die Haare schneiden, es kostete 15 Sous. Ist das nicht eine Schande?“ Hieraus kann man schließen, daß auch der Fleischer, der Kolonialwarenhändler usw. sich wiederum wegen der Teuerung auf den Friseur und den Schuster berufen werden. Es ist ein unscheinbares Gesellschaftsspiel, dem aber die ernsteste Beachtung gebührt. Denn man ersieht daraus, daß ein gut Teil der Teuerung auf gegenseitigen Preistreibern beruht, für die in Wirklichkeit durchaus keine Ursache vorhanden ist."

Die Eisenbraut in Lappen geschlagen! „Am 11. November 1914 lag meine Kompanie als Reserve in Deckung hinter einem Dünenhügel“, erzählt der Matrosenartilleristenmaat Georg Braun vom 1. Matrosen-Artillerie-Regiment in den soeben erschienenen Lieferungen 11/13 von „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben“, Selbsterlebnisse nach persönlichen Berichten von Inhabern des Eisernen Kreuzes 1914, bearbeitet von Generalleutnant Friedrich Frhr. von Dindlage-Sampe (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57). „Vormittags wurde uns gesagt, daß heute die feindliche Stellung gestürmt werden soll. Noch schnell den Tornister gemustert; die „Eisenbraut“ geölt und in Lappen geschlagen wegen des Dünenfandes. Da sagte der Regimentskommandeur, Oberstleutnant von Brunnth, zu meinem Kompanieführer, Kapitänleutnant Kuck: „Da drüben sind Maschinengewehre, die müssen genommen werden!“ Kapitänleutnant Kuck erwiderte: „Über einen solchen Befehl werden sich meine Leute freuen, und meine Freiwilligen werden es schaffen.“ Die Freiwilligen, es waren dies „Bildschützen“, — die in ihrer Ziviltellung teils mit Recht, teils heimlich das Weidwerk betrieben, die sämtliche freiwillige Patrouillen machten. Wir stürzten runter vom Hügel, durchliefen eine Ebene, und drückten ging's wieder hinauf. Ein Hagel von Geschossen empfing uns. Seitwärts rechts voraus lag ein ganz kleiner Hügel. Von diesem aus, dachte ich, kannst du sein rüberfunken. Wächter und ich liefen zum Hügel. Schnell ein Loch gescharrt und dann rübergefunkt! „Oß verfluchten Himmelhund, ent holt da Teufel!“ dachte ich und habe aus dem schräg vor mir liegenden Schützengraben ungefähr 30 weggeschossen. Jeder Schuß war ein Treffer, und gesprungen sind sie dabei, als sie getroffen wurden, so gepackig. Ich lag allein, jedoch lange hat es nicht gedauert, da kam hinter mir die „Marine-Infanterie“, voran der Fahnenträger mit der enthüllten, zerfetzten Fahne. Ich schloß mich ihnen an. Da kamen die Franzosen raus aus allen Löchern und liefen davon als wie die gestuften Hunde. Da sah ich einen französischen Feldwebel vor mir und wollte ihn gefangennehmen, ließ mich aber so außer Atem, daß ich mich verschlaufen und mein Koppel lösen mußte. Als die Jagd wieder los ging, bekam ich aber gleich einen Schuß durch beide Oberschenkel. Als ich im Lazarett das „Eiserne Kreuz“ erhielt, freute ich mich herzlich.“ Nicht nur auf dem

Meere, sondern auch auf dem Lande erfüllen unsere Blauen ihre Pflicht gegen das geliebte deutsche Vaterland. Treu ihrem Fahnenreiß, Schulter an Schulter mit der Armee, bilden sie einen Eisenwall zum Schutze der vaterländischen Erde. Zu Duzenden geben die Selbsterlebnisse der Inhaber des Eisernen Kreuzes: „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben“ Zeugnis dieses Heldentums in Wort und Bild der Mittwelt zu Lob und Dank, der Nachwelt zum Gedächtnis. Darum sei nochmals empfehlend auf dieses von hohem patriotischen Geiste getragene Werk hingewiesen, das zu den schönsten Erinnerungsbüchern an Deutschlands große Zeit stets gezählt werden muß.

Die Trümmer von R . . . ! Skizze vom Kriegsfreiwilligen Pionier J. J. M. G. (Jens. Mz.) An den Stätten, an denen heute gekämpft wird um Deutschlands Macht und Recht, findet man oft Merkmale, die den Schrecken des Krieges in seiner ganzen Größe erkennen lassen. Das Dorf R . . . vor der französischen Festung T . . . gelegen, zeigt uns ein Bild, welches von der Zerstörungswut unserer Feinde klares Zeugnis ablegt. — Tritt man aus dem Wald von R . . . d . . . so sieht man inmitten eines Wiesentales einen großen Trümmerhaufen, aus dem noch hohe Mauerreste, einst stattliche Häuser, hervorragten. Bei genauerem Ansehen erkennt man die Kirche, welche im gotischen Stil erbaut war, jetzt aber bis auf ihren Grundstein zusammengefallen ist. Eine kleine Mauer, mit einigen Schuttlöchern bildet das Denkmal des erhabenen Gotteshauses. — Diesen Anblick könnte man mit einer großen Burgruine vergleichen, welche bis zum 20. Jahrhundert in ihrer Pracht gestanden und nun durch ein Geschick der Natur zusammengefallen ist. Durch eine Anmenge von Lauf- und Schützengraben gelangt man endlich in das Dorf selbst. Man kann sich hier nicht frei bewegen wie in einem bewohnten Dorfe, denn fast unaufhörlich schneidet der Feind Minen hinein, um das, was da noch lebt, zu vernichten. Natürlich ist alles geräumt, nur hin und wieder läuft ein Feldgrauer durch die Verbindungsgräben, welche durch die Straßen des Dorfes gegraben sind. Oft sind diese Gräben unter den Häusern von geschickter Hand durchgegraben, um eine schnellere Verbindung zu ermöglichen. Betrachtet man die Bauart der Häuser, so kann man sofort feststellen, daß dieselben meist zwei bis dreistöckig gebaut waren, der Neuzeit entsprechenden Fuß hatten, und deren Einwohner wohlhabende Bauern gewesen sind. Die Gewehrflügel, welche aus den Steinen kleine Stüde gerissen, haben ihr Merkmal unauslöschlich eingebrückt. Und da dieselben unzählig vorhanden sind, ist es leicht erklärlich, daß um dieses Dorf sich heisse Gefechte abgespielt haben. Selbst die noch nicht gestürzten Mauern haben zwei bis drei runde Löcher, durch diese sind die Granaten unserer Feinde hindurchgeschlagen und haben somit dem Ganzen um gewissen Sinne ein wundervolles Gepräge gegeben. Ein Kamerad zeigte mir eine einzelne Ruine und erzählte dabei: „Daß sich darin ein Keller befindet, welcher die Todesstätte von ungefähr zwanzig Infanteristen ist. Dieselben befanden sich bei der Beschießung des Dorfes an dem genannten Ort. Durch einen Volltreffer einer schweren Granate stürzte ihr Zufluchtsort zusammen, und unsere Braven wurden unter den Trümmern erdrückt, und fanden somit den Tod. Bergungsarbeiten wurden sofort vorgenommen, waren jedoch erfolglos. Später wurden sie auf einem Friedhof begraben. Einige Obstbäume, welche früher fleißige Hände gepflegt, stehen jetzt da kahl und zerknickt. An einzelnen sieht man nur noch einen grünen Reis. Durch ihre Stämme sind die spitzen Gewehrgeschosse gedrungen und haben auch ihnen das Leben genommen. Am zähesten ist ein Kirschenbaumchen, welches auch von Geschossen genügend bespielt ist, aber dennoch in seinem vollen Grün dasteht. — Die Schwalben schwirren durch die Trümmer und haschen nach Fliegen. Die Sonne sendet gerade ihre letzten Strahlen über die Stätte des Kampffeldes, meine Schritte führen dem Ausgang zu. — Ich kann nicht ruhen, meine Gedanken sind bei denen, die hier ihren Wohnsitz gegründet hatten, jetzt aber durch die Schuld ihrer Landsleute und deren Genossen zu den Ärmsten der Armen verurteilt sind. Ihr ganzes Besitztum ist zertrümmert und vernichtet und sie selbst ihres Obdachs beraubt. Ist der Krieg zu Ende, und sie kehren zurück, dann werden sie nur noch diese Trümmerstätte finden, das Symbol des grausamen Krieges.“